

Vertrauen

Historische Annäherungen an eine Gefühlshaltung

Ute Frevert

Vertrauen ist ein 'Thema der Zeit'. Als solches erschien es in *Die Zeit* vom 16. Dezember 1998. Kurz vor Weihnachten, dem Fest der Liebe und des Vertrauens, veröffentlichte der Philosoph Gernot Böhme dort einen Artikel über die Brüchigkeit des zeitgenössischen Vertrauens. Das Leben in modernen Gesellschaften, so seine These, sei in hohem Maße auf Vertrauen angewiesen; zugleich aber gehe eben jenes Vertrauen überall verloren. Weder der Staat noch die Ökonomie, weder Technik noch Wissenschaft genossen heutzutage das Vertrauen, das für das reibungslose Funktionieren eines hochdifferenzierten Sozialsystems notwendig sei.

Böhmes Beobachtungen stehen nicht allein. Seit Beginn der 90er Jahre häufen sich Klagen darüber, daß Vertrauen als Kitt moderner Gemeinwesen ausgedient habe. Bange Überlegungen, was heutige Gesellschaften eigentlich noch zusammenhalte, enden regelmäßig in dem Lamento, daß weder soziale Institutionen noch öffentliche Personen Vertrauen einflößen; vielmehr zehre sich das Vertrauenskapital, das sie in der Vergangenheit angehäuft hätten, mit wachsender Geschwindigkeit auf. Klassische Vertrauensverhältnisse – zwischen Bürger und Staat, Schüler und Lehrern, Patienten und Ärzten, Kindern und Eltern, Laien und Experten – büßen, heißt es immer wieder, ihre Bindungsfähigkeit ein und machen einer Kultur des Mißtrauens und des wechselseitigen Verdachts Platz.

An diesen öffentlich geführten Debatten um die angeblich erodierenden Grundlagen unserer zivilgesellschaftlichen Ordnung ist zweierlei bemerkenswert: zum einen ihre Normativität. Die Sehnsucht nach einer Kultur des Vertrauens, der Harmonie und Eintracht verschafft sich ungebremst Ausdruck und färbt die Gesellschaftsanalyse unmittelbar ein. Bekundungen des Mißtrauens, des Dissenses, der Distanzierung werden als bedrohlich wahrgenommen, anstatt sie als

Motor politischer und sozialer Dynamik gelten zu lassen. Dahinter scheint die vage Vorstellung auf, es habe eine solche Kultur des Vertrauens 'früher' gegeben, entweder in der 'klassischen' Moderne, als man Experten noch geglaubt habe, oder in der Vormoderne, die das durch Vertrauensbildung zu bewältigende Problem des Nicht-Wissens und der Unübersichtlichkeit nicht gekannt habe.

Zum anderen lassen die aktuellen sozialwissenschaftlichen Debatten über soziale Integration und Vertrauen ein neues Interesse an den emotionalen Ligaturen moderner Gesellschaften erkennen. Daß soziale Kommunikation nicht nur durch rationale Interessen und Strategien geprägt wird, sondern auch durch Gefühle, durch emotionale Bedürfnisse und Ausdrucksformen, rückt immer mehr ins Blickfeld. Damit gewinnt zugleich die Frage nach der Historizität von Gefühlen an Bedeutung. Unter welchen konkreten Zeit- und Raumbedingungen Gefühle Handlungsmacht erlangten, in welchen sozialen Konstellationen sie 'produziert' und 'reproduziert' wurden und wie sich die Veränderung jener Umstände auf den Umgang mit Gefühlen auswirkte, kann von einer historischen Sozial- und Kulturwissenschaft mit zahlreichen interdisziplinären Anschlußmöglichkeiten erforscht werden. Die folgenden Überlegungen zum Thema 'Vertrauen' verstehen sich als vorsichtige Annäherungen an eine solche zweifellos vielversprechende, aber auch mit gravierenden methodischen Problemen aufwartende Forschungsagenda.¹

Ist Vertrauen ein Gefühl?

Um diese Frage zu beantworten, hilft ein Blick in die ausufernde psychologische, soziologische und neurologische Forschungsliteratur zum Thema 'Gefühle'. Anders als die Geschichtswissenschaft, die dieses Thema gerade erst für sich entdeckt², setzen sich die Sozial- und Neurowissenschaften schon sehr viel länger und breiter damit auseinander. Sie haben eine verwirrende Vielfalt von Gefühls-Definitionen erarbeitet; je nach Disziplin und Ansatz überwiegen biologisch, interaktionistisch oder konstruktivistisch getönte Angebote. Ungeachtet dieser Verschiedenheit aber stimmen die meisten Forscherinnen und Forscher darin überein, daß Emotionen 1. aus der unmittelbaren Wahrnehmung einer (sozialen) Situation hervorgehen, wobei diese Wahrnehmung gleichermaßen kognitive wie affektive Elemente beinhaltet. 2. Des weiteren führen Emotionen eine Verän-

derung körperlicher Empfindungen herbei und sind folglich auch daran erkenn- und meßbar. 3. Emotionen verschaffen sich ihrerseits in expressiven Gesten Ausdruck, wobei 4. es eines kulturellen Codes bedarf, der jene Gesten mit Bedeutung versieht.³

Diese komplexe Definition vermeidet es, sich auf die klassischen philosophischen Debatten um Vernunft und Gefühl, Geist und Körper, Rationalität und Irrationalität einzulassen. Statt dessen beharrt sie darauf, daß Emotionen kognitive und motorische Anteile besitzen, daß sie nicht nur in biochemischen Prozessen, sondern auch im neuronalen Wahrnehmungsapparat des Menschen lokalisiert sind. Außerdem betont sie den Zusammenhang von Gefühlen, expressiven Gesten und sozialer Kommunikation. Gefühle, so das Argument, sind ohne Mimik und Gestik gar nicht als solche erkennbar. Ihre expressive Qualität sichert aber nicht nur ihre Identifikation, sondern stiftet zugleich soziale Bezüge zu Dritten. Hier macht sich dann der Einfluß kultureller Codierungen geltend; sie bestimmen sowohl die Ausdrucksweise als auch die Interpretation sowie die soziale Reichweite emotionaler Akte. Die Codierungen wiederum verweisen auf übergeordnete gesellschaftliche Verständigungsprozesse und Programmatiken. In ihnen werden die – allgemeinen oder gruppenspezifischen – Standards und Stile festgelegt, die sich den Mitgliedern der Gesellschaft oder der Gruppe durch Sozialisationspraktiken habituell vermitteln und 'einschreiben'.

Auf der phänomenologischen Ebene ist das, was unter Emotion firmiert, relativ unumstritten. Zwar plädieren manche Autoren dafür, starke und schwache oder primäre und sekundäre Emotionen zu unterscheiden; manche sprechen von Grundgefühlen, aus denen sich andere ableiten. Im großen und ganzen jedoch stimmt man darin überein, daß das Feld der Emotionen weit und überwiegend unbeackert sei. Liebe, Zorn, Furcht, Scham, Schuld, Schmerz, Trauer und Eifersucht gehören zu denjenigen Gefühlen, die von Psychologen und Soziologen am häufigsten untersucht wurden; Stolz, Hoffnung, Neid, Mißgunst, Einsamkeit, Dankbarkeit oder Haß haben dagegen relativ wenig Beachtung gefunden.

Unterbelichtet blieb fast immer die soziale Dimension der Gefühle, ihrer Ausdrucksformen und Codierungen. Sie ist vor allem dort greifbar, wo Prozesse emotionaler Differenzierung, Sozialisation und *emotion management* beobachtet werden können.⁴ An diesen Prozessen zeigen sich jüngsthin besonders Anthropologen und

Soziologen interessiert, vor allem dann, wenn sie mit einem konstruktivistischen Ansatz arbeiten. Dieser Ansatz beruht auf der Annahme, daß es Gefühle an sich gar nicht gebe, sondern daß Gefühle lediglich das Ergebnis ordnender, auswählender und deutender Diskurse und Mechanismen seien. Letztere seien wiederum eng an die in einem gegebenen sozialen Kontext vorfindbaren Begriffe und Praktiken angebunden. Die Analyse der Diskurse und Ordnungsmechanismen könne deshalb auch nur in diesem Kontext, innerhalb einer 'lokalen moralischen Ordnung', stattfinden.⁵

Methodisch sieht sich dieser konstruktivistische Ansatz dem *linguistic turn* verpflichtet. Begriffe und Sprachspiele stehen im Vordergrund der Analyse, getreu der These, daß man nur das tun oder fühlen könne, was die linguistischen Ressourcen bzw. das Repertoire sozialer Praktiken erlauben. Allerdings ist das Feld dieser Ressourcen weit gesteckt; es umgreift nicht nur Worte, sondern auch Handlungen, Rituale, Symbole, Bilder, die sich zu Regel- und Ordnungssystemen gruppieren.

Anders als eine ontologische oder phänomenologische Perspektive ist der Blickwinkel des sozialen Konstruktivismus auch für Historiker interessant und anschußfähig. Die Aufforderung, Gefühle in sozialen Zusammenhängen zu situieren und zu entziffern, impliziert bereits die Vorstellung einer Pluralität emotionaler Kulturen, die nicht nur räumlich und sozial, sondern auch zeitlich variieren. Ebenso wie sich die Werthaltungen und moralischen Ordnungen von Gesellschaften und Bevölkerungsgruppen in Zeit und Raum verändert haben, sind auch die emotionalen Stile nicht gleich geblieben. War es beispielsweise um die Mitte des 18. Jahrhunderts geläufig und wichtig, daß sich erwachsene männliche Freunde bürgerlicher Herkunft ihre Gefühle in Form von Tränen (solchen des Glücks und solchen der Trauer) zeigten, galt ein solch offenerzig-empfindsames Verhalten hundert Jahre später als unschicklich. Statt dessen durfte man um 1900 seine Vaterlandsliebe *coram publico* besingen und in rituellen Inszenierungen zur Schau stellen – was wiederum gegen Ende des 20. Jahrhunderts allgemeines Befremden hervorrufen würde.⁶

Zweifellos sagen diese Veränderungen des kulturellen Codes nichts darüber aus, ob die Emotionen selber – Freude, Trauer, Liebe zum Vaterland oder zur Nation – an Intensität zu- oder abgenommen haben. Wir können ihnen nicht entnehmen, ob Freunde um 1800

mehr füreinander empfunden, ob Menschen ihr Vaterland um 1900 mehr geliebt haben als sie es heute tun. Wir können nur so viel sagen, daß sich die Ausdrucksformen von Gefühlen geändert haben; Rückschlüsse auf die Gefühle selber sind innerhalb eines konstruktivistischen Ansatzes nicht möglich.

Das begrenzt die Deutungs- und Erklärungskraft des Ansatzes, bietet aber auch eine Chance. Die Grenzen liegen dort, wo ein sogenanntes inneres Wesen von Gefühlen, ihre Authentizität, ihr persönliches Erleben nicht in den Blick geraten. Der Ansatz hat hier eine offenkundige Leerstelle, die es auch offensiv zu benennen gilt. Radikale Konstruktivistinnen hätten damit ohnehin kein Problem, denn für sie sind Gefühle außerhalb ihres soziokulturellen Rahmens, ihres Codes schlichtweg nicht vorhanden.

Diese Sichtweise wird hier nicht geteilt, die Existenz von Liebe, Schmerz, Angst oder auch Vertrauen als originären leib-seelischen Zuständen nicht geleugnet. Allerdings ist aus sozial- und kulturwissenschaftlicher Perspektive darauf zu beharren, daß die individuelle Wahrnehmung sowie der Ausdruck solcher leib-seelischen Empfindungen abhängig sind von soziokulturellen Rahmungen. Die persönliche Wahrnehmungsschwelle richtet sich an einer intersubjektiven Semantik aus, die festlegt, welche Empfindungen in welchen Situationen in welcher Stärke zugelassen und zwischen welchen Personen kommuniziert werden dürfen. Diese Semantik stellt Begriffe zur Verfügung, in die sich die Empfindungen gießen, sie stellt Gesten bereit, körperliche Rituale, Mimiken, die den Gefühlen Ausdruck verleihen und sie damit zugleich begrenzen.

Eine solche gedankliche Operation legt es nahe, die historische Rekonstruktion von Gefühlen zunächst auf die Semantik – im weitesten Sinn – zu beschränken und deren soziale und kulturelle Grundierung zu erkunden. Damit verzichtet man bewußt darauf, jenseits dieser semantischen Muster und expressiven Codes nach dem 'Ding an sich', sprich: der puren Emotion zu suchen. Ein solcher Verzicht ist nicht nur methodisch sinnvoll, sondern auch sachlich zu rechtfertigen und als Chance für Neuentdeckungen zu begreifen. Sozial- und Kulturwissenschaftler interessieren sich vor allem für die vielfältigen Beziehungen, die Menschen untereinander eingehen, die sie wieder lösen und neu knüpfen. Diese Beziehungen sind kommunikativ vermittelt, und eben jener Kommunikationsprozeß steht denn auch im Mittelpunkt kulturwissenschaftlicher Forschung. Gefühle nun sind

ein wesentlicher und unverzichtbarer Teil jenes Kommunikationsprozesses; in einer bestimmten Sprache ausgedrückt, sind sie unmittelbar daran beteiligt, Beziehungen zwischen Menschen zu stiften, zu erhalten oder auch zu stören und dauerhaft zu unterbinden. In diesem Zusammenhang gewinnt die Sprache der Gefühle, ihre Grammatik und Pragmatik, eine eigene unverwechselbare und unersetzliche Bedeutung: Indem sie Gefühlen Ausdruck verleiht, wirkt sie zugleich auf jene zurück und setzt eine dynamische Handlungskette in Gang, die sowohl den Sender als auch den Empfänger des kommunikativen Aktes verändert.⁷

Eine derart abgemilderte konstruktivistische Lesart von Gefühlen kann dazu beitragen, ein neues, intensiveres Licht auf jenen wechselhaften und historisch ungemein variablen Prozeß der Vergesellschaftung und sein Komplement, die Individualisierung, zu werfen.⁸ Je mehr man dazu übergeht, Gesellschaft nicht so sehr als hierarchische Ordnungsfiguration zu betrachten, sondern als ein komplexes Netzwerk vielfältiger sozialer Beziehungen, desto größeres Gewicht kommt Gefühlen zu. Der Soziologie Georg Simmel wies ihnen bereits zu Beginn des 20. Jahrhunderts eine zentrale Rolle zu und begriff sie ebenso sehr als Antriebskraft wie als Ferment des sozialen Kommunikationsprozesses, in dessen Verlauf sich 'Gesellschaft' herstellt und verändert. Zu den sozial vermittelten und vermittelnden Gefühlen zählte Simmel damals nicht nur Liebe, Eifersucht, Dankbarkeit und Sympathie; dazu gehörte auch und vor allem anderen Vertrauen.⁹

Simmel hat sich seinerzeit nicht weiter damit beschäftigt, ob Vertrauen tatsächlich ein Gefühl sei oder vielleicht doch eher das, was man als 'Haltung' bezeichnen könnte. Die anfangs entwickelte Arbeitsdefinition von 'Gefühl' deckt zwar wesentliche Aspekte auch des Vertrauens ab: Vertrauen setzt Veränderungen körperlicher Empfindungen in Gang, drückt sich in expressiven Gesten aus und beruht auf einem kulturellen Code, der diese Gesten mit einer bestimmten Bedeutung versieht. Abstriche sind dagegen beim ersten Definitionselement vorzunehmen; Vertrauen ist nicht immer und nicht überwiegend spontan generiert, sondern stellt sich in einem längeren Wahrnehmungs- und Sozialisationsprozeß her. Es ist von daher weit entfernt von dem, was Psychologen Affekt nennen; eher böte es sich an, von Vertrauen als einer Gefühlshaltung zu sprechen, um die

lange Dauer der Vertrauensproduktion und deren kognitive Anteile deutlicher zu markieren.

Ähnlich verfährt der *Brockhaus*, der 1994 Vertrauen als „ursprüngliche Haltung“ definiert, die „von der Verlässlichkeit der Umstände und anderer Menschen und von deren guten Absichten“ ausgehe. Damit erzeuge es die „emotionale Sicherheit, einem anderen Menschen und dem eigenen Dasein offen gegenüberzutreten und sich hingeben zu können“. Diese Sicherheit sei die „Grundlage jeglicher nahen zwischenmenschlichen Beziehung, aber auch der Begegnung mit Fremden sowie für jedes Gespräch“. Selbst in Beziehungen ohne zwischenmenschliche Nähe, in denen üblicherweise „Zwecküberlegungen vorherrschen“, sei Vertrauen gefordert.¹⁰

Hat Vertrauen eine Geschichte?

Interessant an dieser Definition – die, dem Anspruch eines Konversationslexikons gemäß, den aktuellen Wissensstand wiedergibt – ist die Dominanz individualpsychologischer Überlegungen; im Mittelpunkt stehen das Individuum und seine Fähigkeit, Vertrauen auszubilden.¹¹ Die funktionale Bedeutung von Vertrauen, seine Einsatzfähigkeit in sozialen Beziehungen oder sein theologischer Status wird nur am äußersten Rande gestreift. Das war bei der entsprechenden Eintragung 1957 noch anders. Da hieß es: „Vertrauen, eine der Grundlagen gemeinschaftlicher Verbundenheit: in Familie, Ehe, Freundschaft, im Verhältnis von Arzt und Patient. Vertrauen wird auch als menschlich-ethische Komponente dort gefordert, wo im übrigen Zwecküberlegungen vorherrschen“ (dieser Satz wurde 1994 übernommen): „im Berufsleben, Wirtschaftsleben (‘Vertrauenskrise’), in der Politik als Voraussetzung von Kontinuität und Krisenfestigkeit. Teilweise werden besondere Organe zur Gewinnung oder Erhaltung des Vertrauens ausgebildet, z.B. Vertrauensmänner, -ärzte, -beiräte.“¹²

Diese Definition ist wesentlich weniger als die von 1994 an individualpsychologischen Prozessen der Vertrauensbildung (Stichwort: Urvertrauen zwischen Mutter und Kind, das 1974 und 1994 eine große Rolle spielt) orientiert als vielmehr an den Orten, an denen Vertrauen notwendig eingesetzt wird, um „gemeinschaftliche Verbundenheit“ zu stiften. Die soziale Kitt-Funktion des Vertrauens steht eindeutig im Mittelpunkt, und zwar in ‘nahen’ und ‘fernen’ Be-

reichen: in der Familie ebenso wie im Wirtschaftsleben, in Freundschaftsbeziehungen nicht anders als in der Politik. Außerdem wird darauf aufmerksam gemacht, daß die Produktion von Vertrauen bewußt gesteuert werden kann, nämlich von „besonderen Organen“, die Vertrauen bereits im Namen führen.

Was kann man aus diesen Veränderungen innerhalb von vier Jahrzehnten schließen? Offenbar hat sich der Kontext, in dem Konversationslexika von Vertrauen sprechen bzw. schreiben, verschoben: von einer breiten sozialen Verwendung hin zu einer engen, auf das Individuum zentrierten Lokalisierung von Vertrauen. Lassen sich vielleicht noch weitere Verschiebungen feststellen, wenn die Rückschau großzügiger ausfällt? Auch in Meyers *Großem Conversations-Lexicon für die gebildeten Stände* aus dem Jahre 1852 findet sich eine Eintragung „Vertrauen“. Sie unterscheidet zwei Bedeutungen: Vertrauen „im Allgemeinen“ – was der „Psychologie“ überantwortet wird – und „Vertrauen auf Gott“, was in den Zuständigkeitsbereich der „Moral“ fällt. Dem Gottvertrauen wird ungefähr dreimal soviel Raum geschenkt wie dem Vertrauen im Allgemeinen. Letzteres bezeichnet „vorzüglich jeden hohen Grad von Hoffnung auf die Treue einer Person und auf den glücklichen Erfolg einer Unternehmung“; allerdings müsse Vertrauen, um das Lebensglück fördern zu können, das „Ergebniß ruhiger Ueberlegung und gereifter Erfahrung“ sein, keineswegs „nur die Frucht leichtsinniger Uebereilung“ oder „vorgefaßter Meinungen“. Hier ist der warnende Zeigefinger unverkennbar: Unbegründetes, ungeprüftes Vertrauen könne zur „Quelle von Ungemach und selbst von gänzlichem Verderben“ werden. Vertrauen, so wichtig es zur Förderung des Lebensglücks auch sei, dürfe daher nie leichtfertig und voreilig geschenkt werden, es müsse gründlich überdacht werden.¹³

Ein warnender Unterton schwang auch in dem langen Artikel über „Vertrauen“ mit, der noch einmal ein Jahrhundert früher, nämlich 1746, in Johann Heinrich Zedlers *Großem vollständigem Universal-Lexicon aller Wissenschaften und Künste* erschien. Der Autor unterschied gleich zu Beginn zwischen „gegründetem“ und „ungegründetem Vertrauen“. Letzteres beruhe auf einer „leeren Einbildung“; man wisse schlichtweg nicht, warum man etwas, nämlich „Gutes“, von einem anderen Menschen erwarte. Sofern dieser nicht die „Vollkommenheit“ seines Vermögens und seines Willens, mir zu helfen, unter Beweis gestellt habe, könne ich kein gegründetes Ver-

trauen in ihn setzen. Vertrauen beruhte demnach laut Zedler auf einer zwischenmenschlichen Erfahrung; es war sozial verankert. Darauf deutete auch das Beispiel, das der Autor für „gegründetes Vertrauen“ anführte: Außer dem Gottvertrauen (das ungefähr 90% des Artikels beanspruchte) gab es gegründetes Vertrauen zwischen Arzt und Patienten; in dieser Beziehung sei Vertrauen sogar eine zentrale Bedingung des Heilungserfolges, habe doch „die Einbildung und Impreßion eine starcke Würckung in den Körper und dessen Zustand“.¹⁴

So wichtig das Vertrauen gerade in diesem Fall auch war, durfte es doch nach Meinung der Lexikonautoren des 18. und frühen 19. Jahrhunderts nicht vorbehaltlos vergeben werden. Johann Georg Krünitz' *Oeconomische Encyclopädie*, im späten 18. Jahrhundert begonnen, führte unter dem Artikel „Vertrauen“, der 1854 im 218. Band erschien, zahlreiche Bibelstellen an, die allesamt das Lob des Mißtrauens sangen: „Vertraue unter Tausenden kaum einem“; „Vertraue keinem Freunde, du habest ihn denn erkannt in der Noth“. Interessanterweise sprach auch der anschließende Beitrag über den „Vertrauensmann“ eher von Mißtrauen und Kontrolle als von Vertrauen. Den Begriff „Vertrauensmann“ reservierte das Lexikon für die „Beamten“ – wir würden heute sagen: die Geschäftsstellenmitarbeiter oder Funktionäre – des 1849 gegründeten antirevolutionären preußischen Treubundes für König und Vaterland. Ihre Aufgabe war es, die Aufnahmegesuche neuer Mitglieder zu prüfen; außerdem besuchten sie kranke Mitglieder, die Anspruch auf einen finanziellen Zuschuß der Kranken- und Sterbekasse anmeldeten, um zu kontrollieren, ob der Anspruch begründet und der Kranke wirklich krank war.¹⁵ Von „Vertrauen“ in jenem emphatischen Sinn, wie er uns in den Lexika des 20. Jahrhunderts begegnet ist, war hier nicht die Rede; eher wurde Lenins berühmtes Diktum vorweggenommen: 'Vertrauen ist gut, Kontrolle ist besser'.

Ein letztes Lexikonbeispiel sei zitiert, das diesen Kontroll- oder Mißtrauensaspekt in spezifischer Weise ausrichtet, nämlich auf das Individuum, die handelnde Person selber. Der Leipziger Philosoph Wilhelm Traugott Krug, der in den 1820er Jahren ein *Allgemeines Handwörterbuch der philosophischen Wissenschaften* herausgab, unterschied 1829 neben dem Gottvertrauen (dem er übrigens, anders als Zedler oder auch später Meyer, keine weitere Beachtung schenkte) ein „Andervertrauen“ vom „Selbstvertrauen“. Letzteres sei zwar

„an sich nicht zu tadeln, ja oft nothwendig zu großen Unternehmungen“; in den Fällen aber, in denen es nicht richtig dosiert sei, drohe Unheil, wie man an Napoleon sehen könne. „Ein weises Mißtrauen in sich selbst“, schloß der Artikel, „muß also stets das Vertrauen auf uns selbst mäßigen.“¹⁶

Welche Schlüsse lassen sich aus solchen lexikalischen Recherchen ziehen? Setzte man etwa im 18. und 19. Jahrhundert eher auf Mißtrauen als auf Vertrauen, während das 20. Jahrhundert vor allem die sozialen Funktionen des Vertrauens betont und zu seinem Ende hin gänzlich individualitätssüchtig wird? Dies zu behaupten käme zwar gängigen soziologischen Individualisierungs-Thesen entgegen, würde aber das bisher präsentierte Material überfordern. Ihm läßt sich zunächst nur soviel entnehmen, daß sich die Definition von Vertrauen über einen Zeitraum von 250 Jahren ändert, und zwar in mehrfacher Hinsicht:

- Der theologische Bezug von Vertrauen, der im 18. Jahrhundert, aber auch noch bis weit ins 19. Jahrhundert hinein eindeutig im Mittelpunkt gestanden hat, verschwindet aus den Definitionen; im 20. Jahrhundert ist er nicht mehr vorhanden. Zugleich bleibt Vertrauen als Lemma in den Lexika erhalten; seine extratheologischen Bedeutungen erweitern sich.
- In diesem Zusammenhang verschiebt sich der soziale Fokus von Vertrauen. In den Lexika des 18. und 19. Jahrhunderts bezieht sich Vertrauen immer auf die Fähigkeit des Einzelnen, „Zuversicht“ (Krug) in andere Menschen oder auch in sich selbst zu setzen und damit das eigene Glück zu mehren. Es ist eine sehr individualistische Sicht. Demgegenüber stehen in den 1950er bis 1970er Jahren die sozialen Funktionen einer solchen Zuversicht im Zentrum: Vertrauen gilt als gemeinschaftsbildend, als ein Ferment der Vergesellschaftung, und zwar in privaten wie in öffentlichen Bereichen. In den 1990er Jahren rückt dieser Gesichtspunkt wieder an den Rand und macht einem verstärkten Nachdenken über die individuell-intimen Produktionsbedingungen von Vertrauen in der Mutter-Kind-Beziehung Platz.
- Was das Verhältnis von Vertrauen und Mißtrauen angeht, wird dies in den Einträgen des 20. Jahrhunderts nicht mehr thematisiert, während es im 18./19. Jahrhundert nicht fehlen darf.

Die Lexikonbefunde dürfen nicht überinterpretiert und vor allem nicht als Abbildung von Realität gedeutet werden. Sie spiegeln ledig-

lich kanonisierte Redeweisen und gängige Konzeptualisierungen, entsprechen einer mentalen Karthographie. Über die Praxis des Vertrauens, über konkrete Kontexte, in denen Vertrauen gebildet und verbraucht wird, sagen sie wenig aus. Aber sie legen Spuren zu dieser Praxis. Immer dann, wenn über Vertrauen gesprochen und kommuniziert wird, kommen Erfahrungstatbestände ans Licht, vergangene ebenso wie noch gegenwärtige. Wichtiger noch: Im Reden über Vertrauen werden Erwartungen formuliert, Zukunftshorizonte entworfen und Handlungspotentiale markiert. Da Vertrauen existenziell auf Kommunikation beruht, ist die 'Sprache des Vertrauens' damit selber schon eine Form von Praxis: Sie schafft Vertrauen (oder Mißtrauen).

Diese Sprache, das zeigen die Lexika, verändert sich. Noch im 18. Jahrhundert ist sie vor allem theologisch eingefärbt, wird dann zunehmend psychologisiert und soziologisiert. Was sich in den Lexika (noch) nicht niederschlägt, führt die Lektüre einer Tageszeitung sofort vor Augen: Die Sprache des Vertrauens soziologisiert sich nicht nur, sie ökonomisiert und politisiert sich auch. Im Wirtschaftsleben ist es gang und gäbe, Vertrauen als eine Kapitalform anzusehen, die die Transaktionskosten gering zu halten verspricht ('Vertrauenkapital'), ebenso spricht man vom 'Vertrauensvorschuß'. In der Politik werben Parteien turnusmäßig um das 'Vertrauen der Wähler'; seit Helsinki 1975 ist der Begriff der 'vertrauensbildenden Maßnahmen' in die internationale Diplomatie eingezogen.

Auch die ökonomischen und politischen Kontexte des Vertrauens haben eine Geschichte. Schon die Kaufleute der Vormoderne kamen nicht ohne Vertrauen aus und erfanden eine Menge von Ritualen und Selbstvergewisserungen, um das Vertrauen des Geschäftspartners in die eigene Bonität zu stärken.¹⁷ Und auch die politische Kommunikation im frühen 19. Jahrhundert bemühte unentwegt die Semantik des Vertrauens. Als der badische Großherzog seinem Land 1818 eine Verfassungsurkunde gab, war er „von dem aufrichtigen Wunsche durchdrungen, die Bande des Vertrauens zwischen Uns und Unserm Volke immer fester zu knüpfen“. Das Volk bzw. seine Vertreter nahmen den Ball auf und drohten immer wieder mit Mißtrauen: Die Regierung müsse sich verfassungskonform verhalten, um, wie es 1833 hieß, „das leiseste Mißtrauen zu entfernen, und dem Volke die Beruhigung zu gewähren, daß unter dem Schutze des Gesetzes [...] sein Vertrauen feste Wurzel fassen darf“. Schließlich sei das „Band des

Vertrauens [...] die zuverlässigste Stütze aller Throne und der Ordnung in der bürgerlichen Gesellschaft. Dieses Band des Vertrauens“, mahnten Abgeordnete 1825, „dürfe nicht durchschnitten werden“.¹⁸

Vertrauen, darauf verweisen solche Debatten, war offenbar eine knappe, aber unverzichtbare politische Ressource. Sie war zu Beginn des 19. Jahrhunderts nicht mehr fraglos gegeben, sondern mußte immer wieder neu hergestellt werden. Vor allem in den politischen Umbrüchen und Erschütterungen seit der Französischen Revolution hatte sich gezeigt, daß sich in das Verhältnis zwischen Regierung und Untertanen ein mehr oder weniger starkes und artikuliertes Mißtrauen eingeschlichen hatte. Weder vertraute die Regierung den Untertanen noch vertrauten die Untertanen der Regierung. Die neuen Modelle politischer Repräsentation und Regierung, die seitdem ausgetestet wurden, mußten und wollten eine neue Balance des gegenseitigen Vertrauens herstellen. Von zentraler Bedeutung dafür waren, wie liberale Volksvertreter nicht müde wurden zu betonen, Strukturen der Öffentlichkeit und Transparenz. Alle Interessen, Maßnahmen, Absichten der Regierung sollten schonungslos offengelegt werden. Solange die Regierung im Stil des *Ancien Régime* den Schleier des Geheimnisses über ihre Aktivitäten ziehe, könne Vertrauen weder entstehen noch gedeihen.

Der hier erstmals evozierte Zusammenhang zwischen Öffentlichkeit und Vertrauen hat jedoch eine historische Kehrseite. Gerade die bürgerliche Gesellschaft, die sich seit dem späten 18. Jahrhundert konstituierte, tat dies anfangs in Organisations- und Geselligkeitsformen, die nur bedingt dem Anspruch der Transparenz und Zugänglichkeit genügten. In den Freimaurerlogen beispielsweise wurden das Geheimnis und die Abschottung gegenüber der Außenwelt geradezu zum Prinzip erhoben. Gleichwohl gelten sie als Kristallisationskerne der neuen bürgerlichen Gesellschaft, die sich allmählich aus der ständisch segmentierten, durch rechtlich abgesicherte Grenzbeziehungen gekennzeichneten Gesellschaft der Vormoderne herauspräpariert. Für die Vertrauensbildung der Logenmitglieder war diese clandestine Struktur ausgesprochen vorteilhaft. Gerade die scharfe Unterscheidung zwischen einem Innen- und einem Außenraum und die erschwerte, nur über komplizierte und aufwendige Initiationsrituale erreichte Überschreitung dieser Grenze schufen eine innere Homogenität und Verhaltenssicherheit, die das Vertrauen zueinander deutlich stärkte.

In abgeschwächter Form traf das auch auf jene bürgerlichen Vereinsbildungen zu, die im 19. Jahrhundert entstanden und sich rasch und erfolgreich verbreiteten. Der Zugang zu den zahlreichen lokalen Bildungs- und Geselligkeitsvereinen stand zwar prinzipiell jedem Mann frei, war faktisch aber an ein engmaschiges Netz von sozialen, kulturellen und ökonomischen Vorbedingungen geknüpft. Um beizutreten zu können, bedurfte es eines ausgewiesenen und komplex zusammengesetzten Kapitalstocks. Dabei zählte nicht nur ökonomisches, sondern auch kulturelles und soziales Kapital. Gerade letzteres konnte wiederum in den Vereinen sichtbar vermehrt werden; Vereine waren (und sind) gleichsam dynamische Produzenten von Sozialkapital. Indem sie Vertrauen unter ihren Mitgliedern herstellen, befähigen sie sie dazu, kooperative Beziehungen aufzunehmen, die dieses Vertrauen wiederum befestigen und erweitern.¹⁹

Solche Prozesse vereinsinterner Vertrauensbildung stehen in einem gewissen Spannungsverhältnis zu den Ansprüchen an absolute Transparenz und Offenheit, die in den entstehenden (semi)parlamentarischen Systemen des 19. Jahrhunderts als Bedingung für politisches Vertrauen erhoben wurden. Diese Spannungen machen darauf aufmerksam, daß Vertrauen je nach Kontext offenbar verschiedenen Produktionslogiken unterliegt und daß diese Logiken historisch veränderlich sind.

Vertrauen hat folglich in der Tat eine Geschichte. Es wird nicht erst heute – dies allerdings in obsessiver Weise – thematisiert und nachgefragt. Und es ist sicherlich auch kein nur modernes Phänomen. Überall, wo Menschen mit Risiken leben mußten und müssen, wurde und wird Vertrauen unabdingbar.²⁰ Daß nur die moderne Gesellschaft eine „Risikogesellschaft“ und deshalb in besonderem Maße auf Vertrauen angewiesen sei, gehört zu den Märchen unserer Tage.²¹ Für die ländliche Bevölkerung der Vormoderne, deren Überlebenschancen von guten Ernten abhingen, stellten die Witterungsverhältnisse ein permanentes Risiko dar; um damit umgehen zu können, trug man erfahrungsbasierte Bauernregeln zusammen, nahm aber vor allem Zuflucht zu schlichtem Gottvertrauen. Der Vertrauensbedarf von Kaufleuten war notorisch, nicht zuletzt angesichts hochriskanter Verkehrsverbindungen zu Wasser und zu Lande. Auch Frauen, die ein Kind erwarteten, mußten ein Höchstmaß an Vertrauen aufbringen, um den Geburts- und Wochenbettrisiken zu begegnen. In einer Zeit, in der Entbindungen sowohl für die Mutter als

auch für das Kind lebensgefährlich waren, konnte die allgegenwärtige Todesangst nur durch Vertrauen gebändigt werden. Neben das Vertrauen in die Allmacht Gottes trat hier das Vertrauen in eine erfahrene und bekannte Hebamme, deren Unterstützung und Rat man heranzog.²²

Nicht nur in den ökonomischen und sozialen Beziehungen der Vormoderne spielte Vertrauen eine wichtige Rolle. Auch in der politischen Kommunikation war es gegenwärtig, allerdings mit – im Vergleich zur Moderne – anderen Konnotationen und Bezügen. In dem Maße, in dem 'Treue' als ein vor allem im Mittelalter stark strapazierter Begriff aus der politischen Herrschaftssemantik herausglitt, bekam auch Vertrauen – das ein Lexikonautor 1836 noch als die „Hoffnung auf die Treue einer Person“ definierte²³ – eine andere Bedeutung. Die Sprache des Vertrauens veränderte sich: Sie wurde fordernder, bedingungsvoller, kollektiver. Das Mißtrauen als politisches Argument, auch als politische Waffe war entdeckt (lange vor dem eher formale Funktionen erfüllenden Mißtrauensvotum im deutschen Bundestag).

Der letzte Aspekt könnte in die These münden, daß Vertrauen bzw. Mißtrauen nicht nur eine Geschichte hat, sondern auch Geschichte macht, daß es geschichtsmächtig ist und Veränderungen politischer Strukturen nicht nur begleitet, sondern auch hervorruft und zuweilen sogar erzwingt. Diese These ließe sich testen, indem man die politische Semantik des Vertrauens über eine längere Zeitspanne hinweg untersuchte und ihren Stellenwert in der politischen Kommunikation – zwischen Herrscher und Untertanen, Bürgern und Regierung, Partei und Wählern etc. – genauer bestimmte.²⁴ Dabei wird sich vermutlich herausstellen, daß dieser Semantik eine dezidiert politische, nämlich integrative Absicht eigen war und ist. Nicht zufällig taufte die Nationalsozialisten die „Betriebsräte“ der Weimarer Republik 1934 in „Vertrauensräte“ um und ebneten damit alle Konfliktstrukturen auch begrifflich ein (wie sie übrigens auch der Semantik der Treue zu einer eindrucksvollen Renaissance verhalfen).

Vom Nutzen einer Geschichte des Vertrauens

Daß eine Geschichte des Vertrauens – oder besser: des kulturellen Codes, in dem Vertrauen abgerufen wird – nicht in der Analyse politischer Diskurse aufgeht, ist, in Beispiele verpackt, bereits mehr-

fach angeklungen. Vertrauen spielt nach wie vor eine enorme Rolle bei wirtschaftlichen Transaktionen – was Ökonomen, die an einer ‘Theorie des Vertrauens’ basteln, längst erkannt haben, ohne jedoch die zeitspezifische Dynamik und die Kontextveränderungen in ihre Überlegungen einzubeziehen.²⁵ Auch das Recht setzt sich mit Vertrauensdenken, Vertrauenshaftung und Vertrauensschutz auseinander.²⁶ Wie wichtig familiäre und außerfamiliäre Sozialisations- und Erziehungsprozesse für die Ausbildung von Selbst- und Fremdvertrauen sind, ist offenkundig; der historische Wandel von Erziehungsstilen verdiente darauf untersucht zu werden, ob und inwiefern ihnen verschiedene Vertrauenskonzepte mit verschiedenen Subjekt-Umwelt-Repräsentationen zugrundeliegen. Für die Moderne konstitutiv ist darüber hinaus das Vertrauen in Experten und in Wissenschaft überhaupt. Wie es in einem langen, alles andere als naturwüchsigen Prozeß hergestellt wurde, welche Mechanismen die einzelnen Akteure in Gang setzten, um es vor Anfechtungen zu bewahren und dauerhaft zu stabilisieren, wäre an verschiedenen anwendungsbezogenen Wissenschaftskulturen des 19. und 20. Jahrhunderts, von der Medizin über die Atomphysik bis hin zur Genetik und Biotechnologie, zu untersuchen.

Ob solche Untersuchungen die These eines umfassenden Vertrauensverfalls in der Gegenwart bestätigen würden, die derzeit in Umlauf ist, bleibt fraglich. Die wechselnden Konjunkturen des Expertenvertrauens in der Moderne lassen eher vermuten, daß wir es mit einem wellenförmigen Prozeß zu tun haben, der nicht in gradlinigen Wachstums- oder Schrumpfungskurven verläuft. Die düsteren Prognosen, wonach mit dem Verlust des Expertenvertrauens die letzten Sicherungen wegfielen, die „die sich selbst gefährdende Moderne [...] stabilisieren“²⁷, könnten sich als voreilig-übereilte Unkenrufe gegenwartsfixierter Zeitgenossen entpuppen.

Interessant wäre es, solche Horrorszenarien, die in den letzten Jahren von Philosophen, aber auch von Sozialwissenschaftlern und Politologen, vor allem aus der kommunitaristischen Bewegung, entworfen wurden, selber zum Gegenstand einer diskursgeschichtlichen Analyse zu machen. Wie kommt es eigentlich, daß ‘Vertrauen’ seit den späten 1980er Jahren zu einem sozialwissenschaftlichen Kern- und Schlüsselthema avancierte? Weshalb organisieren deutsche Soziologen und Politikwissenschaftler, den angelsächsischen Vorbildern folgend, Kongresse zum “Vertrauen in der modernen Gesell-

schaft” unter „zeitdiagnostischen Fragestellungen” (und, ließe sich hinzufügen, mit zeittherapeutischen Absichten)?²⁸ Weshalb findet die These vom Vertrauensverlust so nachhaltigen Widerhall, obwohl sie historisch unbelegt ist? Ist die wissenschaftliche (Neu-)Entdeckung des Vertrauens-Themas ein Indiz für ein tatsächliches und möglicherweise zunehmendes Vertrauens-Defizit, nach dem Motto: Das Selbstverständliche wird erst dann zum Thema, wenn es verloren zu gehen scheint? Oder wird hier ein Thema ‘erfunden’, ein Problem konstruiert und auf die nicht nur wissenschaftliche, sondern auch politische Agenda gesetzt, das es in diesem Sinne eigentlich gar nicht gibt? Spiegelt die wissenschaftliche Beschäftigung mit ‘Vertrauen’ vielleicht eher eine kollektive Obsession, eine Angst vor sozialen Bindungs- und Integrationsverlusten wider, als daß sie tatsächliche, empirisch nachweisbare Phänomene unter die Lupe nimmt?

Aufgabe einer Geschichte des Vertrauens als diskursiver Konstruktion ist es, den oft atemlosen, mit eindimensionalen Entwicklungsperspektiven operierenden Gegenwartsanalysen einen historischen Spiegel vorzuhalten, der die Zeitgebundenheit und den politisch-moralischen Kontext der jeweiligen Begriffe und Konzepte zu erkennen gibt. Erkenntniskritik wäre aber nicht das einzige, was eine historische Annäherung an die Sprache des Vertrauens zuwege bringen könnte. Sofern man Vertrauen nicht als Gefühl an sich, als ontologisches Prinzip oder als fraglos gegebene anthropologische Essenz betrachtet, sondern es im Sinne eines sozialen Konstruktivismus als ‘produziertes Gut’ begreift, das in bestimmten Kontexten thematisiert, rationalisiert, mit Wert und Bedeutung versehen wird, kann eine historische Analyse der Produktions- und Verwendungsmodi von Vertrauen Aufschlüsse geben über die Art und Weise, wie Gesellschaften – oder auch je einzelne Bevölkerungsgruppen oder Institutionen – mit dem Problem der Kontingenz umgehen. Die Unbestimmtheit von Zukunft ist ein zentrales Problem für alle Gesellschaften, die nicht von zirkulären, sondern von linearen, gleichwohl ungerichteten Entwicklungsmodellen ausgehen. Nicht erst in unserer heutigen Gesellschaft, sondern schon im 18. und 19. Jahrhundert hat die Vorstellung einer offenen Zukunft für intellektuelle und soziale Unruhe gesorgt. Vertrauen, so die These, wird in diesem Zusammenhang als ein Instrument entdeckt und aktiviert, mit dem man Kontingenz, Nicht-Wissen und Unsicherheit zu bannen hofft.

Eine Geschichte des Vertrauens, seiner sprachlichen Repräsentationen und symbolischen Inszenierungen tangiert deshalb an entscheidender Stelle die Frage der Selbst- und Zukunftsgewißheit moderner Gesellschaften, sozialer Gruppen und Institutionen. Gerade das macht sie nicht nur nützlich, sondern auch reizvoll.

Anmerkungen

- 1 Die Überlegungen stehen im Zusammenhang eines größeren Forschungsprojektes, das in den nächsten Jahren aus Mitteln des Leibniz-Preises der Deutschen Forschungsgemeinschaft finanziert wird. Junge Historikerinnen und Historiker werden an der Universität Bielefeld über 'Vertrauen' in unterschiedlichen Epochen, Räumen und sozialen Kontexten arbeiten.
- 2 Vgl. dazu Pandel, Hans-Jürgen: Emotionalität – Ein neues Thema der Sozialgeschichte? In: Emotionen und historisches Lernen. Hg. v. Bernd Mütter u. Uwe Uffelman. Frankfurt/M. 1992, S. 41-61; Frevert, Ute: Angst vor Gefühlen? Die Geschichtsmächtigkeit von Emotionen im 20. Jahrhundert. In: Perspektiven der Gesellschaftsgeschichte. Hg. v. Paul Nolte u.a. München 2000, S. 95-111.
- 3 Gerhards, Jürgen: Soziologie der Emotionen. Fragestellungen, Systematik und Perspektiven. Weinheim 1988; Kemper, Theodore D. (Hg.): Kemper Research Agendas in the Sociology of Emotions. Albany 1990; De Sousa, Ronald: Die Rationalität des Gefühls. Frankfurt/M. 1997; Ciompi, Luc: Die emotionalen Grundlagen des Denkens. Entwurf einer fraktalen Affektlogik. Göttingen 1997; Barbalet, Jack M.: Emotion, Social Theory and Social Structure. Cambridge 1998.
- 4 Wouters, Cas: On Status Competition and Emotion Management. The Study of Emotions as a New Field. In: Theory, Culture & Society IX (1992), S. 229-252.
- 5 Harré, Rom (Hg.): The Social Construction of Emotions. Oxford 1986, v.a. S. 2-14; Lutz, Catherine u. Geoffrey M. White: The Anthropology of Emotions. In: Annual Review of Anthropology XV (1986), S. 405-436. Zur Kritik dieses Ansatzes vgl. Reddy, William M.: Against Constructionism. The Historical Ethnography of Emotions. In: Current Anthropology XXXVIII (1997), S. 327-340.
- 6 Vgl. Pikulik, Lothar: Leistungsethik contra Gefühlskult. Über das Verhältnis von Bürgerlichkeit und Empfindsamkeit in Deutschland. Göttingen 1984; Begemann, Christian: Furcht und Angst im Prozeß der Aufklärung. Frankfurt/M. 1987; Wegmann, Nikolaus: Diskurse der Empfindsamkeit. Zur Geschichte eines Gefühls in der Literatur des 18. Jahrhunderts. Stuttgart 1988; Stanitzek, Georg: Blödigkeit. Beschreibungen

- des Individuums im 18. Jahrhundert. Tübingen 1989; Nation und Emotion. Hg. v. Etienne Francois u.a. Göttingen 1995.
- 7 Vgl. dazu Reddy (Anm. 5), S. 327ff., sowie den anschließenden Kommentar von Lynn Hunt im selben Heft, S. 343f.
 - 8 Zum Verhältnis von Vergesellschaftung und Individualisierung aus historischer Perspektive, allerdings ohne Berücksichtigung seiner emotionalen Dimension, vgl. Hettling, Manfred: Politische Bürgerlichkeit. Der Bürger zwischen Individualität und Vergesellschaftung in Deutschland und der Schweiz von 1860 bis 1918. Göttingen 1999.
 - 9 Simmel, Georg: Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung [1908]. Frankfurt/M. 1992, v.a. S. 383ff.; Accarino, Bruno: Vertrauen und Versprechen. Kredit, Öffentlichkeit und individuelle Entscheidung bei Simmel. In: Georg Simmel und die Moderne. Hg. v. Heinz-Jürgen Dahme u. Otthein Rammstedt. Frankfurt/M. 1984, S. 116-146; Misztal, Barbara A.: Trust in Modern Societies. The Search for the Bases of Social Order. Cambridge 1996.
 - 10 Brockhaus Enzyklopädie. Bd. 23. 19. Aufl. Mannheim 1994, S. 282.
 - 11 Dies entspricht der Perspektive, unter der die Psychologie Vertrauen konzeptualisiert: vgl. Koller, Michael: Sozialpsychologie des Vertrauens. Bielefeld 1990; Mielke, Rosemarie: Differentielle Psychologie des Vertrauens. Bielefeld 1991; Petermann, Franz: Psychologie des Vertrauens. 3. Aufl., Göttingen 1996.
 - 12 Der Große Brockhaus. Bd. 12. 16. Aufl. Wiesbaden 1957, S. 173.
 - 13 Das große Conversations-Lexicon für die gebildeten Stände. Hg. v. J. Meyer. Bd. 13, Hildburghausen 1852, S. 1321.
 - 14 Grosses vollständiges Universal-Lexicon aller Wissenschaften und Künste. Verlegt v. Johann Heinrich Zedler. Bd. 48. Leipzig 1746, Sp. 19-33.
 - 15 Johann Georg Krünitz: Oeconomische Encyclopädie, oder allgemeines System der Staats- Stadt- Haus- und Landwirthschaft. Bd. 218. Berlin 1854, S. 447-452.
 - 16 Allgemeines Handwörterbuch der philosophischen Wissenschaften, nebst ihrer Literatur und Geschichte. Hg. v. Wilhelm Traugott Krug. Bd. 4. Leipzig 1829, S. 358.
 - 17 Vgl. Weber, Max: Wirtschaft und Gesellschaft. Tübingen 1922, Neuauf. 1972, S. 505; Muldrew, Craig: Zur Anthropologie des Kapitalismus. Kredit, Vertrauen, Tausch und die Geschichte des Marktes in England 1500-1750. In: Historische Anthropologie VI, H. 2 (1998), S. 167-199.
 - 18 Zitate aus: Die Landständische Verfassungs-Urkunde für das Großherzogthum Baden nebst den dazu gehörigen Actenstücken. Karlsruhe 1819, S. 2; Verhandlungen der Zweiten Kammer des badischen Landtags, 24.7.1833. Karlsruhe 1833, S. 95f.; ebd., 12.5.1825. Karlsruhe 1825, S. 342.

- 19 Der Zusammenhang zwischen Vereinen, Vertrauens- und Sozialkapitalbildung ist in letzter Zeit vor allem von Soziologen und Politikwissenschaftlern thematisiert worden; vgl. etwa Coleman, James S.: *Foundations of Social Theory*. Cambridge 1990, v.a. S. 300ff.; Putnam, Robert D.: *Making Democracy Work. Civic Traditions in Modern Italy*. Princeton 1993, v.a. Kap. 6; ders.: *Demokratie in Amerika am Ende des 20. Jahrhunderts*. In: *Soziales Kapital in der Bürgergesellschaft*. Hg. v. Friedrich Wilhelm Graf u.a. Stuttgart 1999, S. 21-70, sowie andere Beiträge in diesem Band; Offe, Claus: *How can we trust our fellow citizens?* In: *Democracy and Trust*. Hg. v. Mark E. Warren. Cambridge 1999, S. 42-87.
- 20 Zum Zusammenhang von Risiko und Vertrauen vgl. bes. Luhmann, Niklas: *Vertrauen. Ein Mechanismus der Reduktion sozialer Komplexität*. Stuttgart 1968; Giddens, Anthony: *Konsequenzen der Moderne*. Frankfurt/M. 1995, v.a. S. 48ff.
- 21 Vgl. etwa Lübke, Hermann: *Erfahrungen von Orientierungskrisen in modernen Gesellschaften*. In: *Orientierungsverlust – Zur Bindungskrise der modernen Gesellschaft*. Hg. v. Werner Weidenfeld u. Dirk Rumberg. Gütersloh 1994, S. 13-29, v.a. S. 15.
- 22 Vgl. dazu Labouvie, Eva: *Andere Umstände. Eine Kulturgeschichte der Geburt*. Köln 1998.
- 23 *Universal-Lexikon oder vollständiges encyclopädisches Wörterbuch*. Hg. v. H.A. Pierer. Bd. 25, Altenburg 1836, S. 165.
- 24 Ansätze dazu bei Schwan, Gesine: *Politik ohne Vertrauen? Ideengeschichtliche und systematische Überlegungen zum Verhältnis von Politik und Vertrauen*. In: *Politik ohne Vertrauen?* Hg. v. Peter Haungs. Baden-Baden 1990, S. 9-30, sowie Jäckel, Hartmut: *Über das Vertrauen in der Politik*. In: ebd., S. 31-42. Die sich häufenden angelsächsischen Veröffentlichungen über politisches Vertrauen beziehen historische Dimensionen in der Regel nicht ein; vgl. Parry, Geraint: *Trust, Distrust, and Consensus*. In: *British Journal of Political Science* 6 (1976), S. 129-142; Dunn, John: *Trust and Political Agency*. In: *Trust: Making and Breaking Cooperative Relations*. Hg. v. Diego Gambetta. Oxford 1988, S. 73-93; Rose, Richard: *Postcommunism and the problem of trust*. In: *Journal of Democracy* 5 (1994), S. 18-30; *Trust and Governance*. Hg. v. Valerie A. Braithwaite u. Margaret Levi. New York 1998; Heatherington, Marc J.: *The Political Relevance of Political Trust*. In: *American Political Science Review* 92 (1998), S. 791-808.
- 25 Vgl. Albach, Horst: *Vertrauen in der ökonomischen Theorie*. In: *Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft* 136 (1980), S. 2-11; Fukuyama, Francis: *Trust: The Social Virtues and the Creation of Prosperity*. New York 1995; Dasgupta, Partha: *Trust as a Commodity*. In: Gambetta (Anm. 4), S. 49-72; Bonus, Holger: *Wenn die Vertrauensbildung zum*

- Schlüsselfaktor wird. In: *Neue Zürcher Zeitung*, 27./28.6.1998, S. 61; Fiedler, Martin: *Netzwerke des Vertrauens: Zwei Fallbeispiele aus der deutschen Wirtschaftselite*, MS Bielefeld 1998; Nau, Heino Heinrich: *The Role of Trust as a Form of Social Capital*. MS Berlin 1999.
- 26 Vgl. v.a. Canaris, Claus Wilhelm: *Die Vertrauenshaftung im deutschen Privatrecht*. München 1971; Jost, Fritz: *Vertragslose Auskunfts- und Beratungshaftung*. Baden-Baden 1991.
- 27 Böhme, Gernot: *Trau, schau, wem!* In: *Die Zeit*, 16.12.1998, S. 45.
- 28 Vgl. den Tagungsband des Dresdener Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie 1996, dessen 1. Plenum sich mit dem „Vertrauen in der modernen Gesellschaft“ beschäftigte: *Differenz und Integration. Die Zukunft moderner Gesellschaften*. Hg. v. Stefan Hradil. Frankfurt 1997, S. 237-293. An der TU Darmstadt findet im Mai 2000 eine Tagung zum Thema „Politisches Vertrauen“ statt.

Menschliche Gefühle wie Trauer, Wut, Mitleid oder Langeweile lassen sich einerseits als anthropologische Konstanten betrachten. Andererseits erweisen sich menschliche Emotionen als historisch veränderbar und kulturell je anders überformt. Was unter Gefühl, Affekt, Psyche und Seele verstanden wird, variiert in hohem Maße.

Dieser Band untersucht in einem Panorama von der Antike bis zur Gegenwart, wie Gefühle in verschiedenen Epochen und Kulturen artikuliert und inszeniert werden. Gezeigt wird, wie sich schicht- und geschlechtsspezifische Vorstellungen von Emotionalität wandeln, welche Rolle Gefühle in der Kommunikation spielen, wie sich das Verhältnis von Emotionen und Körperlichkeit verändert und welchen Einfluss Medien auf die Wahrnehmung von Gefühlen haben.

Die Autoren des Buches sind Renate Schlesier, Hermann Schmitz, Hartmut Böhme, Gerd Althoff, Werner Röcke, Helga Meise, Barbara Korte, Ute Frevert, Martina Kessel, Claudia Lenssen und Klaus-Peter Köpping.

ISBN 3-412-08899-4



www.boehlau

EMOTIONALITÄT

Zur Geschichte der Gefühle



Herausgegeben
von

Claudia Benthien, Anne Fleig
und Ingrid Kasten

Literatur – Kultur – Geschlecht

Studien zur Literatur- und
Kulturgeschichte

In Verbindung mit
Jost Hermand, Gert Mattenklott,
Klaus R. Scherpe und Lutz Winckler

herausgegeben von
Inge Stephan und Sigrid Weigel

Kleine Reihe
Band 16

EMOTIONALITÄT

Zur Geschichte der Gefühle

Herausgegeben
von

Claudia Benthien,
Anne Fleig
und Ingrid Kasten



2000

BÖHLAU VERLAG KÖLN WEIMAR WIEN

Dieses Buch ist aus einer Universitätsvorlesung im Sommersemester 1999 an der Freien Universität Berlin hervorgegangen, die vom Graduiertenkolleg »Körper-Inszenierungen« im Zusammenhang mit dem SFB »Kulturen des Performativen« veranstaltet wurde. Die große öffentliche Resonanz hat uns darin bestärkt, das Thema weiter zu verfolgen und in der vorliegenden Form zu vertiefen. Wir möchten dem Böhlau Verlag für die ausgezeichnete Zusammenarbeit danken, namentlich Iris Gehrke und Sandra Hartmann. Unser besonderer Dank gilt Barbara Koehler für ihre umsichtige und engagierte Erstellung der Druckvorlage.

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Emotionalität :

zur Geschichte der Gefühle / hrsg. von Claudia Benthien ... –
Köln ; Weimar ; Wien : Böhlau, 2000
(Literatur – Kultur – Geschlecht : Kleine Reihe; Bd. 16)
ISBN 3-412-08899-4

© 2000 by Böhlau Verlag GmbH & Cie, Köln
Ursulaplatz 1, D-50668 Köln
Tel. (0221) 91 39 00, Fax (0221) 91 39 011
vertrieb@boehlau.de

Alle Rechte vorbehalten

Umschlagabbildung: Dierk Bouts, *Mater Dolorosa* (Ausschnitt),
um 1460, Art Institute of Chicago
Satz: Barbara Koehler, Berlin
Druck und Bindung: MVR-Druck, Brühl
Gedruckt auf chlor- und säurefreiem Papier.
Printed in Germany
ISBN 3-412-08899-4

Inhalt

<i>Claudia Benthien, Anne Fleig und Ingrid Kasten:</i> Einleitung	7
<i>Renate Schlesier:</i> Die dionysische Psyche. Zu Euripides' <i>Bakchen</i>	21
<i>Hermann Schmitz:</i> Die Verwaltung der Gefühle in Theorie, Macht und Phantasie	42
<i>Hartmut Böhme:</i> Himmel und Hölle als Gefühlsräume	60
<i>Gerd Althoff:</i> Gefühle in der öffentlichen Kommunikation des Mittelalters	82
<i>Werner Röcke:</i> Die Faszination der Traurigkeit. Inszenierung und Reglementierung von Trauer und Melancholie in der Literatur des Spätmittelalters	100
<i>Helga Meise:</i> Gefühl und Repräsentation in höfischen Selbstinszenierungen des 17. Jahrhunderts	119
<i>Barbara Korte:</i> Theatralität der Emotionen. Zur Körpersprache im englischen Roman des 18. Jahrhunderts	141
<i>Martina Kessel:</i> Das Trauma der Affektkontrolle. Zur Sehnsucht nach Gefühlen im 19. Jahrhundert	156

Ute Frevert:

Vertrauen. Historische Annäherungen an
eine Gefühlshaltung 178

Claudia Lenssen:

Unterworfenen Gefühle. Nationalsozialistische
Mobilisierung und emotionale Manipulation
der Massen in den Parteitagfilmen Leni Riefenstahls 198

Klaus-Peter Köpping:

'Bauch haben'. Die Inszenierung von
Gemeinschaftsgefühl in Japan 213

Abbildungsnachweise 238